

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 260.

Samstag, 6. November.

1915.

(8. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Rühl.

Herbert Sehren schien irgendeine Initiative von ihm zu erwarten, darum sagte er: „Gehen Sie mal hinein, lieber Genle, und melden Sie, daß wir bald alle beisammen sein werden — von selbst bringt uns hier niemand einen Schoppen, und ich bin wahnsinnig durstig!“

„Ich fliege!“ sagte Genle und spannte die Arme aus, um seine Worte zu verbildlichen. „Ich wette, es riecht hier nach Rebhuhn mit köstlichem Kraut! Ah — die Frau Wirtin! Frau Wirtin, wir melden uns ergebenst: Jagdgesellschaft Oberst von Altleber! Habe ich recht gerochen — gibt's Rebhühner auch für uns, oder nur für den Hausbedarf?“

„Jawohl . . . Putti, so laß doch los — jawohl, die Herren bekommen Rebhühner, natürlich die ersten, die hier geschossen sind.“

Herbert Sehren war wie elektrisiert aufgesprungen und um das Haus herumgegangen. Das war doch nicht der Alte Stimme, das war ja . . .

Einen Augenblick starrten sich der Rechtsanwalt und die üppige, brünette Frau mit dem kleinen, blonden Buben am Hock an, als sähen sie Tote auferstehen. Aber die Starre löste sich schnell, es blickte ein feuriger Strahl aus den Augen und die Lippen öffneten sich zu einem Lächeln, das die ganzen Gesichter glänzen machte.

„Se . . .! Frau Vene Deubenreiter, auch mal auf Besuch?“

Herbert ging mit ausgestreckter Hand auf die junge Frau zu, die ohne Zögern ihre etwas große, aber gut geformte und gesundweiche Rechte in die seine legte. Putti, der kleine, vierjährige Bube, drängte sich zwischen die beiden und wehrte mit seinen beiden Fäustchen den fremden Onkel energisch ab; er war eifersüchtig, weil der seine Mutter berührte.

„Aber Putti, so sei doch artig!“ sagte Frau Deubenreiter und machte sich mit dem Kleinen zu schaffen, um in Gegenwart des ihr ganz fremden Genle einem Verhör zu entgehen.

Pet Genle stand auch wirklich mit keinem sehr klugen Gesicht dabei — die eigene Art der Begrüßung zwischen den beiden war ihm nicht entgangen.

In seiner allgegenwärtigen Höflichkeit wußte er nichts anderes zu tun, als sich vor Frau Deubenreiter hutlilfend zu verneigen. Herbert stellte ihn dann in aller Form vor.

„Unser alter Baukboden hier! Frau Deubenreiter, von uns die „schwarze Vene“ genannt, ist das Wirtstochterlein, und hat manch tollen Streich mit uns vollführt, Vater Tuller aus seinem Phlegma aufzuseuchen. Wir lagen ihr natürlich ohne Ausnahme zu Füßen.“

„Das kann ich mir sehr vorstellen!“ meinte Genle und erlaubte sich einen schwerendönerischen Blick über die ganze Frau Deubenreiter, die immer noch im Türhaken stand.

Herbert hatte sich derweil auch an Putti herangemacht, fand aber wenig Gegenliebe.

„Ein hübscher Kerl — der Jüngste?“ fragte er.

„Der Jüngste und auch der einzige — zwei Kinder sind tot.“

„Ach, wie traurig! Auch Jungen?“

„Nein, zwei Mädchen waren es, mit fünf und sieben Jahren gestorben. Mein Mann hat das nie verwunden können — er ist auch daran zugrunde gegangen.“

„Ihr Mann auch tot?“

Eine lange Pause.

Frau Deubenreiter trat endlich von der Schwelle.

„Werden die Herren bald hier sein?“

„In einer Stunde spätestens. Aber, bitt' schön, lassen Sie uns inzwischen nicht verdursten, Frau Deubenreiter“, antwortete Pet Genle für den stumm über die Felder schauenden Herbert. Da ging die junge Frau in das Haus, um leichten Mosel zur Abkühlung zu holen. Die beiden Herren ließen sich vor dem Eingang an einem aus Birkenstämmen gezimmerten Platz nieder.

„Ein Brachlweib!“ seufzte Pet Genle, und warf sein nagelneues Jägerhütchen in weiter Runde auf den Tisch. Herbert sah ihn mit verweisend ernsten Augen an und schnitt seine Begeisterung schnell ab: „Nieber Genle, kommen Sie der Frau nur nicht mit Aneipen-Manieren — sie ist keine Kellnerin im studentischen Sinne, hier auch nur Gast!“

„Aber, Herr Rechtsanwalt, es wäre mir nie eingefallen — ich weiß doch . . .“

„Na ja, ja, schon gut, ich wollte Sie nicht rektifizieren, und wenn man sehr jung ist, neigt man zu kleinen Entgleisungen, ich weiß das aus ureigenster Erfahrung . . .“

Pet Genle spielte weiter nicht den Beleidigten — aber dieser Sehren hatte doch eine gewisse größenwahnsinnige Arroganz an sich, die ihm gegenüber, dem so sehr beliebten Referendar Pet Genle, durchaus unangebracht erschien. Er behandelte ihn schon den ganzen Tag fast wie einen Schüler!

Frau Deubenreiter brachte den Wein und war nicht willens, sich bei den Herren aufzuhalten, aber Herbert stellte Fragen.

„Wie geht es Vater Tuller, warum läßt er sich nicht sehen?“

„Vater ist nicht mehr hier.“

„Nicht mehr hier?“

„Nein, Herr Doktor. Mit Vaters Augenlicht ging es so zurück, er mußte unter ärztliche Aufsicht und hatte auch keine Freude mehr am Geschäft.“

„Und hat Häuf-Süßgelen nicht ausreichend ärztlichen Beistand für ihn?“

„Das schon. Aber er mochte nicht da wohnen. In Hannover sind seine Eltern und Geschwister begraben, da will er auch sterben. Meine Schwiegermutter hat ein hübsches Häuschen dort, da wohnen die drei Alten nun zusammen — Tante Emilie ist auch mitgegangen.“

„Tante Emilie auch? Und wer ist der neue Wirt hier?“

„Ach!“

„Sie — —?“

„Ja — seit Juli schon!“

„Wie können Sie denn allein hier mit dem Kinde wirtschaften — das Gehöft liegt doch ziemlich abgelegen.“

„Es sind ja vier Leute hier, und dann ist Strecker doch da.“

„Wer ist Strecker?“

„Ein weitläufiger Verwandter; er hat die Walschenke schon seit zwei Jahren verwaltet, Vater war ja längst nicht mehr imstande dazu. Ist denn der Herr Doktor niemals mehr draußen gewesen in all den Jahren?“

„Nein! Gott, was liegt da alles dazwischen seit damals!“

Lene Deubenreiter hatte gleich den blanken, goldenen Ehering entdeckt, sie sah jetzt darauf hin und fragte ernst: „Nach schon verheiratet?“

„Ja, auch schon“, lachte Herbert, „das kann man ja gar nicht schnell genug abmachen! Habe sogar schon 'ne reizende Schwiegertochter für Sie. Wie denkst du darüber, Putti?“

„Ach, Putti, wirst du lieb sein und dem Onkel Gändchen geben!“

„Will nicht!“ sagte Putti trocken.

Frau Lene nahm ihn auf den Arm. „Er ist ein so widerhaariger Bengel, ich habe meine liebe Not mit ihm!“

Dabei küßte und streichelte sie den widerhaarigen Bengel, der ihr zärtlich-umgezogen über Kopf und Gesicht hintätschelte.

„Ich sag's Onkel Strecker, der verhaut dich, du weißt . . .“

„Nicht verhaufen, nicht verhaufen!“ rief der Bube jetzt doch etwas eingeschüchtert, als hätte er in diesem Punkte gewisse unliebame Erfahrungen.

„Ja — der gehört in strenge Zucht! Aber wir werden schon noch Gut-Freund miteinander werden, Putti — was meinst du, hast du schon ein schönes Schaufelpferd zum Reiten?“

Putti stutete und besah sich daraufhin den Onkel sehr eingehend: „Nein Schimmel ist tot, nicht, Mut?“

„Ja, dein Schimmel ist tot! Er hat ihn nämlich gleich am Weihnachtsabend den Bauch aufgeschlitten, um zu sehen, wie er innen aussieht. Da war der arme Schimmel Invalide von Stund an und ging allmählich ganz ein! — Aber jetzt muß ich die Hühner in den Ofen tun, die Zeit vergeht so schnell und die Herren werden nicht erst warten wollen, wenn sie müde und hungrig anlangen.“

Frau Deubenreiter wollte mit ihrem Jungen ins Haus gehen. Der strompelte sich aber schnell vom Arm herunter und ging nahe an Herbert heran: „Hast du denn ein Schaufelpferd?“ fragte er freimütig.

„Nein, mein Junge, aber ich schicke dir eins.“

„Ach schicken! Das kommt denn doch nicht!“

„Nanu? Hat man dich schon öfter belogen?“

„Ja! Großvater auch!“

„Das ist wirklich nicht hübsch von Großvater. Du kannst aber glauben, ich belüge dich nicht. Hier dieser Onkel ist Zeuge. Du bekommst von mir ein Schaufelpferd.“

„Wahrhaftig?“

„Wahrhaftig!“ lachte Herbert vergnügt und zog das reizende Kind auf seine Knie. Putti hatte noch den ganzen süßen Duft eines sehr sauber gehaltenen Kindes an sich. Zudem war er den Gästen zu Ehren in seinem blauen Sonntagskittel und hatte seine frischgewaschenen Händchen noch verhältnismäßig gut vor feindlichen Elementen bewahrt. Er ließ sich jetzt ruhig ansassen und küssen.

„Morgen?“ fragte er und riß die Augen groß auf in heimlichem Schrecken.

„Übermorgen, es kann auch noch etwas länger dauern — es soll doch ein recht schönes sein!“

„Und groß, ja? So groß wie ich, ja?“

„So groß wie du, ja!“

„Und ein Fuchs, ja?“

„Wenn es geht, ein Fuchs, ja! Aber wenn ich keinen Fuchs im Stall finde?“

„Na, denn einen schwarzen, oder ein Schimmel, wenn's man . . .“

„ . . . wenn's man überhaupt ein Pferd ist, nicht wahr?“

„Ja! Aber wenn du vergißt!“

Er machte eine etwas bedrohliche Gebende, als würde er schon wissen, was er täte, wenn ihm wieder nicht Wort gehalten würde.

„Nein, nein, ich schwöre es dir! Bist du nun zufrieden?“

Er nickte.

„Und wie heißt du eigentlich?“

„Putti!“

„Putti heißt du doch nicht, besinne dich mal.“

„Herbert heißt ich!“

„Herbert? Herbert! Sieh mal, gerade wie ich!“

Also sie hatte ihn nicht vergessen gehabt! Sie hatte dem Andenken an ihn ein Zeichen gegeben!

Herbert Schrenk sah sich seinen kleinen Namensbruder an, lange, mit lachenden Augen. Dann ließ er ihn vom Knie herunter.

Putti mußte doch ins Haus, der Mutter von dem neuen Schaufelpferd erzählen.

(Fortsetzung folgt.)



An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den einzelnen. Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders. Goethe.

Bei den russischen Flüchtlingen in Petersburg.

Ein Mitarbeiter des „Njetisch“ schildert im Hinblick auf die verwirrten und elenden Zustände, unter denen die Russen ihre bedrohten Landesteile evakuieren, die trostlose Lage der in Petersburg ankommenden Flüchtlinge: Welch ein Bild entrollt sich jetzt auf dem Bahnhof in Petersburg! „Wollen Sie zu den Flüchtlingen?“ Diese Frage wird sogleich gütig gestellt, als handle es sich um den Anblick von irgend welchen Seltenheiten, die gerade in der Mode sind. In Petersburg dreht sich eigentlich alles um gewisse Saisonmoden! Erst war es üblich, die Verwundeten zu „sehen“, dann waren die Gefangenen und die Verstümmelten an der Reihe. Jetzt fahet man nach dem Bahnhof, um die Flüchtlinge zu „sehen“. Das geschieht aus Neugierde, und weil die peinlich-starken Eindrücke Modesache geworden sind. Auch auf diesem Gebiete hatte die „Premiere“ einen großen Erfolg; die ersten Flüchtlinge wurden fast zerrissen und mit Freundlichkeiten überhäuft. Gegenwärtig ist ihre Zahl schon so groß, daß man sich um sie nicht kümmert und kaum noch weiß, wo sie eigentlich anzutreffen sind. „Wo sind die Flüchtlinge denn zu sehen?“ „Gehen Sie nur weiter bis Obuchow, dort wird man es Ihnen schon sagen!“ Wie eine müde Schlange streckt sich ein endloser Zug auf dem Geleise des Nikolajew-Beges, dessen Ende erst an der Jarforowsky-Station ausläuft. Hier tauchen auf dem weit verzweigten Schienennetz Holzstöße auf, die für die „Sortierung“ der Flüchtlinge aufgestellt sind. Von einzelnen Scheiterhaufen aus Heißig steigen lodernde Flammen in die abendliche Dunkelheit auf. Allmählich kommen Gruppen von Kindern dem Feuer näher, und Lande in polnischer, litauischer und jüdischer Sprache werden vernommen. Die dunklen Güterwagen ohne Fenster sind geleert. Die Flüchtlinge sitzen auf der feuchten Erde und suchen dem Feuer näherzukommen, über dem in Kesseln Wasser gewärmt wird. „Wir wollen Tee trinken, um uns etwas zu erwärmen. Zucker ist freilich nicht vorhanden!“, erklärt jemand. An einem anderen Scheiterhaufen werden

Matroffeln geröstet. Ein Säugling erhebt ein durchdringendes Geschrei. Die Mutter sucht ihn zu beschwichtigen und jammert: „Wo soll ich Milch hernehmen, meine Brust ist leer!“

Trüge und bekümmert schleichen immer neuauftauchende Figuren um die Güterwaggons herum, wo Berge von Gepäck lagern. Da sind Bauern und Handwerker, Kaufleute und Studenten zu sehen und Menschen, die noch Spuren früherer Wohlhabenheit tragen. So sind manche noch gut gekleidet, aber fast alle zu leicht, um eine kalte Herbstnacht auf dem Felde neben der Newa-Residenz zuzubringen. Tausend Personen sind hier beisammen, die am Sonntag abgereist und am Dienstagabend angekommen sind. Drei Tage und drei Nächte müssen sie auf freiem Felde zubringen. Vielleicht dauert es noch Tage, bis sie weiter fahren können, vielleicht auch nur einige Minuten! Niemand weiß es, und daher sind alle eifrig und aufgeregt. Hier schleppt jemand ein Möbelstück aus einem Eisenbahnwagen heraus, dort dagegen bemüht sich jemand, einen Kasten in ein Abteil hineinzuschieben. Vor dem Zuge häufen sich die Gepäckstücke, unter denen Matrasen, hölzerne Betten, alte Stühle und Kommoden zu sehen sind. Vorsichtig, wie eine Reliquie, trägt ein junges Ehepaar eine Nähmaschine, die sorgsam mit einer Matte umnäht ist. Sie ist ihr einziges Handwerkszeug und die Quelle ihrer Ernährung. Ein alter Mann drückt eine Dose mit eingemachten Früchten wie ein Kind an seine Brust und schreitet langsam damit den Zug ab. Mehr hat er nicht von seiner Habe retten können, und diese Dose ist ihm als einziges Symbol des Besitzes zurückgeblieben. Ein junger Student mit einer weißen Armbinde, auf der die Aufschrift „Hilfe den Flüchtlingen“ zu lesen ist, läuft durch die Reihen der Leute und wird von ihnen umringt. Ein Hagel von Fragen prasselt auf ihn nieder: „Wann reisen wir denn? — Wohin wird der Zug gehen? — Warum müssen wir so lange warten, während ein Zug schon gestern abging?“ Der Student deutet durch Zeichen an, daß er nichts weiß und daß nur der Eisenbahnagent eine Antwort geben kann. „Es ist doch ein Skandal, daß wir erst 15 Minuten vor Abgang des Zuges etwas erfahren und vorher uns nicht fortwagen dürfen, um wenigstens etwas Essen für die kleinen Kinder kaufen zu können!“ sagt einer, und wie ein Echo klingt es von der anderen Seite: „Ja, nicht früher als 15 Minuten vor der Abreise können wir etwas hören, und so quält man sich drei Tage und drei Nächte unter freiem Himmel!“ „Warum wandert Ihr Euch nicht an das Komitee?“ wird ein Mann gefragt, der vorwurfsvoll erwidert: „Wie soll ich denn weggehen und meine Frau mit vier Kindern hier allein lassen, während der Zug vielleicht gerade abgeht!“ In dem leisen Stimmengewirr ist plötzlich eine Balalaika zu hören; ein Arbeiter hat diesen Sorgenbrecher noch im letzten Augenblicke mit auf den Zug genommen und spielt melancholische Weisen, während er am Feuer lagert. Ein anderer Arbeitsmann bläst eine Mundharmonika. Dazwischen wird auch von Kriegserlebnissen gesprochen. „Hast du den Deutschen schon gesehen?“ „Gesehen wenig, aber — gehört desto mehr!“ „Und warum bist du gestrichelt?“ „Ja, ja, warum? Erstens blieb ja nichts anderes übrig, und dann sind wir doch von dem sog. „Komitee“ auf dem Weg gebracht worden!“ „Eine jüdische Frau mit dem Tuch auf dem Kopfe drückt sich an eine Baggontüte. Sie hält ein Kind auf dem Arm, und drei andere schliefen sich an sie. Gramvoll flüstert sie: „Nichts zu essen, und als zu uns Flüchtlinge kamen, trugen wir ihnen alles, selbst die eingemachten Früchte entgegen!“ Nicht daneben unterhalten sich zwei Juden: „Es heißt, wir werden nach Samara geführt, aber wir Juden sollen die Fahrkarten selbst bezahlen, und — wenn uns hinterdrein kein Wahrecht dort gewährt wird, was dann?“ „Der Student mit der Armbinde erschien aufs neue und rief: „Hier ist etwas zum Essen, aber nur für Kinder, übrigens müssen die kranken Kinder auf der Station zurückbleiben!“ Die Antwort war ein Stöhnen und Weinen . . .



Aus der Kriegszeit.

Bulgarisches Schulwesen. Es gibt kaum ein zweites Volk, dessen Bildungswesen von Anbeginn so eng mit der Entwicklung und Entfaltung seiner nationalen Politik ver-

knüpft ist, wie das der Bulgaren. Das Bulgarenvolk zeichnet sich seit jeher durch lebendigen, außerordentlich regen Bildungsdrang aus. Es machte sich die Kulturen anderer Völker — z. B. die der Byzantiner — zu eigen, wobei es stets das als Fremdes Unbrauchbare ausschied, um seine Kultur zu stärken, ohne sich durch unorganische Einflüsse zu verwirren. Die christliche Nationalkirche der Bulgaren wurde auf diese Weise gebildet. Und wie in Deutschland nahm auch in Bulgarien das Schulwesen von der Kirche seinen Ausgang. Einen interessanten Überblick über den Ausbau des bulgarischen Schulwesens gewährt ein im nächsten Heft der „Grenzboten“ erscheinender Artikel von Dr. Alfred Mann: „Zu Beginn des 18. Jahrhunderts begann man die Klosterschulen, die sogenannten *Skolien*, in öffentliche Schulen umzuwandeln; und damit setzte die Aufklärung des bulgarischen Volkes ein. Und seit Ende des 18. Jahrhunderts wuchs die nationale politische Bedeutung der öffentlichen *Skolien* schnell. Die 1762 erschienene erste Geschichte der Bulgaren (vom Mönch Paisij) rüttelte das Volk aus dem nationalen Schlaf auf. In 35jährigem Kampfe errang es sich zunächst wieder die kirchliche Unabhängigkeit von den griechischen Bischöfen und ein bulgarisches Exarchat in Konstantinopel. Als Lösung aber ertönte in diesem Kampf: „Durch Schulbildung zur Befreiung!“ Die so lange unterdrückte Sprache der Väter führte man jetzt wieder nicht nur in die Kirche, sondern auch in die Schulen ein, die bald der „Mittelpunkt der nationalen Bewegung, des nationalen Stolz und Selbstbewußtseins“ wurden.“ Damit war die neubulgarische Schule geschaffen, deren Leitung aus der Gewalt der Kirche in die des Bürgertums überging. Aus den kirchlichen Lehranstalten waren bürgerliche Schulen geworden: „Die Kosten der unentgeltlichen Schulerziehung wurden aus einer Kasse bestritten, zu deren Verwaltung man einen Ortsausschuß wählte. Diese Ausschüsse wurden später in Schulgemeinden verwandelt, die bald einen dem Schulwesen sehr förderlichen Betreuer entwickelten und auch den politischen Vorteil brachten, daß die in ihnen notwendig werdenden Wahlen die Bulgaren das Wahlrecht schäken und gebrauchen lehrten und sie zur Selbstregierung erzogen.“ Die Weiterentwicklung der Schulen ging nun schnell vor sich. Bald zeigten sich die Anfänge der höheren Schule, und „das bulgarische Bildungswesen erlebte nun (bis etwa 1873) eine ungefähr 50jährige „Sturm- und Drangperiode“, von der der Bulgare Nikoltchikoff, der Geschichtsschreiber des Bildungswesens seines Vaterlandes, mit vollem Recht gesagt hat: „Von den *Skolien* bis zu den höheren Schulen, von dem laum des Lebens kundigen Schullehrer bis zu dem akademisch gebildeten Lehrer, von der privaten Leseschule bis zu der sachgemäß eingerichteten Volks- und Bürgerschule ist ein gewaltiger Sprung, der in der Geschichte des Schulwesens in so kurzem Zeitraum wohl kaum noch einmal gemacht worden ist. Möglicherweise war es in diesem Lande so gut wie gar keine pädagogische Tradition gab.“ Das heutige Schulwesen der Bulgaren ist in vielen Einzelheiten unseren deutschen Schulen verwandt: „Deutsche Schulpraxis und -theorie wurde nach 1878 für Bulgarien immer mehr Vorbildlich, besonders seitdem jährlich eine ganze Reihe Bulgaren, vielfach unterstützt von ihrer Regierung, nach Deutschland ziehen, um hier zu studieren. An zwei oder drei Punkten läßt auch die Geschichte der letzten 30 Jahre deutlich erkennen, welche hervorragende Rolle in der nationalpolitischen Entwicklung gerade den bulgarischen Schulen immer und immer wieder zugewiesen wird. Als nach 1878 das Volk ausgezeichnet gebildete Führer brauchte, die es wohl verstanden, das Errungene im internationalen Wettbewerb zu erhalten und extensiv wie intensiv weiter zu fördern, da gründete man sogleich Gymnasien als Bildungsinstitutionen führender Geister. In dieses Gymnasium tritt der junge Bulgare erst mit dem 14. Lebensjahre aus dem Progymnasium über, das den Abschluß der Elementarschule und zugleich die Grundlage für sämtliche höheren Schulen bildet. In den Oberklassen teilen sich die Gymnasien in realistische und klassische Kurse, doch überwiegt die realistische Richtung entschieden. Unter den bulgarischen Fachschulen erfreuen sich die Handels- und Gewerbeschulen besonderer Pflege. Ihrem Ausbau wandte der Bulgare sofort zielbewußt seine Aufmerksamkeit zu, als er merkte, was ihm im internationalen Wettbewerb nützt. Besondere Erwähnung verdienen schließlich die Schule zur Ausbildung der Reserveoffiziere und die Militärschule.“



Neues vom Büchermarkt.



Romane, Novellen.

* „Bunderländer.“ Roman von Hans Hart. (Weipig, Verlag von L. Staadmann.) Einen „sonnenhellen“ Roman hatte uns Hans Hart als lichte Vorgeschichte der wichtigen Tragödie vom Haus der Titanen versprochen. Nun ist dies Buch erschienen, lindere Lüfte wehen darin, freundlichere Schicksale sind seinen Gestalten beschieden, aber der herbe Lebensernst klingt auch hier durch, wo es ein Ringen um höchstes Menschentum, um Vollenkung der künstlerischen Persönlichkeit gilt. Der eigentliche Held ist jener Geiger Karl Maria Tredenius, der neben den mächtigen Figuren der Willigshausfamilie in dem Titanenbuche — daran spürt man es, daß beide Romane selbständig geschaffen wurden — kaum eine Rolle spielen konnte. Dort war das Thema der Niedergang einer hochbegabten, aber ziellosen und schwachen Natur, die erdrückt wurde durch die gewaltige Persönlichkeit des Vaters, hier kämpft sich der junge Künstler durch alle Hemmungen, durch Eigenwillen und Sinnlichkeit des eigenen Inneren, durch gut gemeinte, aber verfehlte Ruchi, durch die Erblichkeit der Familienverhältnisse zur Reife der künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit durch. Wieder also ein Erziehungsproblem; das alte Motiv vom Werden und Wachsen des Menschen, wie es von Wilhelm Meister an die besten deutschen Romandichtungen durchzieht, ist hier mit einer jenen großen Werken kongenialen Kraft und Sicherheit gestaltet, daß nur Selbsttäuschung das Leben meistern kann, predigt auch dieses Buch, deutlich und unerkennbar ist sein ethischer Gehalt, bedeutsam in seinem stillen Proteste gegen jene bis jetzt gerade bei des Dichters Landsleuten überwiegende amoralische, rein artistische Lebensauffassung, der die Berrissenheit als solche interessant war. An den ganzen Menschen wendet sich Karls Kunst, nicht an ein künstlich gezüchtetes, vornehm isoliertes artistisches Gefühl. Gerade darum ist sie auch wert der großen Zeit, die des Dichters Deimat die mächtige Regeneration des Volkcharakters, sein Erwachen aus träger Sinnenlosigkeit bringen muß. Und doch, auch die werden bei diesem Buche nicht leer ausgehen, denen die künstlerische Form alles bedeutet, so lebendig und sinnföällig, so farbig und bunt ist seine Erscheinungswelt. Mehr als sonst scheint der Dichter, der sonst wohl Mosaikarbeit liebte, seine Bilder abzuändern und zusammenzufügen. Die stete Beziehung zur unvollkommenen Kunst, die auch hier wie in des Dichters Roman „Liebesmüll“ die Handlung durchzieht, reizt zum Vergleiche mit jenem Buche voll weicher träumerischer Stimmung. Hier ist alles energischer gestaltet, ohne an Stimmungsgehalt zu verlieren. Der Dichter war vielen eine der schönen Hoffnungen, jetzt ist sein Schaffen Erfüllung solcher Hoffnungen geworden. K. P.

* „Schattentage.“ Roman von Irma von Höfer. (Verlag von Gebr. Baetel, Berlin.) In ihrem neuesten Roman erzählt uns Irma von Höfer in der ihr eigenen leichten und eleganten Sprache, wie eine junge, sensible Studentin der übermächtigen Suggestion eines allen, mit Gespenstermärchen umwobenen Ritterchloßes und seiner überspannten Bewohner erliegt. Die Verfasserin versteht es, uns die Heldin besonders sympathisch zu machen, so daß wir mitführend ihren geistigen und körperlichen Zusammenbruch verfolgen und uns dann über ihre endliche vollständige Genesung aufrichtig freuen. Mit einem lichten Ausblick in die Zukunft schließt das sehr unterhaltende Buch. M. Ch.

Kriegsliteratur.

* „Der Sepp im Krieg.“ Bayerische Geschichten von Fritz Müller. (Verlag von Otto Rippel, Gagen i. W.) Der Sepp, des Verfassers guter Freund, hat sein Schicksal auf den Buckel genommen und ist mit dem bayerischen Leibregiment hinausgezogen, um mit den Feinden zu kämpfen. Was er dabei alles von ernsten und drolligen Dingen erlebt hat, ist so originell und erzählenswert, daß jeder in diesen schweren Zeiten sich daran erquicken sollte. In all dieser Mischung von herbem Humor und inniger Empfindsamkeit steht zugleich die fernste Tüchtigkeit unseres Volkstums und damit Werte, die über den Augenblick hinaus lebendig bleiben.

* „Hindenburgs Einmarsch in London.“ Von einem deutschen Dichter. (Grethlein u. Co., G. m. b. H. in Weipig.) Man mag darüber streiten, ob es geschmackvoll ist, jetzt gerade, wo so Gewalttätiges, Niederträchtliches sich mit unerhittlicher Monotonie vollzieht, diese Wirklichkeit noch durch phantastische Zukunftsbilder zu überbieten, das könnte wohl leicht wie hohle Pröblerie ausfallen. Läßt man sich aber solch phantastische Wollenbilder gefallen, so wird man dieser romanhaften Ausschmückung der Dinge zugestehen müssen, daß sie mit Geschick zusammengestellt, farbenreich und lebendig geschrieben ist. Und man hat ja zu Anfang des Krieges einen solchen Verlauf, Landung in England nach dem russischen Sonderfrieden, Siegeszug in London, wirklich für möglich gehalten.

* „Reden aus der Kriegszeit“ von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf. Drittes Heft. Den ersten Kriegesreden, die der berühmte Führer der klassischen Altertumswissenschaft herausgab — sie behandelten den Anfang und die geschichtlichen Grundlagen des Krieges — schlichen sich hier drei weitere Vorträge an. Am feinsinnigsten ist der erste, der die Weihnachtstimmung geistvoll vertieft: „Die Harmonie der Sphären“, aber auch die Reden zum Kaiser-Geburtsfest und zur Bismarckfeier bringen eine reiche Gedankensfülle zu künstlerischem Ausdruck.

Zeitschriftenchau.

* „Deutsche Rundschau.“ Im Novemberheft läßt sich einer unserer besten Kenner ostasiatischer Verhältnisse, H. A. Freiherr von Madach, in einem Beirartikel „Die weltpolitischen Weiterbildungen im fernem Osten“ zur japanischen Politik vernehmen und eröffnet auf Grund eindringlicher Kenntnisse Perspektiven, die die allgemeine Aufmerksamkeit stant dem Osten zuwenden sollten. Aus dem weiteren Inhalt des Heftes sei erwähnt: „Karl Veruchs Tagebuch vom Wiener Kongress“, mitgeteilt durch Hermann Freiherrn v. Glossefflein. Eine beachtenswerte Parallele zur Gegenwart zieht Ferdinand Könnies in seinem Vortrag „Vor hundert Jahren.“ Von literaturwissenschaftlichem Interesse sind die Aufsätze „Ludwig Tieck und seine schwäbischen Jünger“ von Hermann Fischer und „Heine und Nothschild“ (mit 11 ungedruckten Briefen) von Friedrich Sirh. In der „Literarischen Rundschau“ findet Max Morris' Werk „Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ eine eingehende kritische Besprechung in den Betrachtungen Gottfried Fittbogens über „Herder, Goethe und die stilistische Methode“; Jonas Fränkel würdigt die leider viel zu wenig beachteten Dichtungen Wertholds, die nunmehr in einer kritischen Ausgabe vorliegen. Literarische Notizen sowie eine Bibliographie bilden den Schluß des Heftes.

* Der Krieg hat nicht vermocht, das deutsche Kunstleben zum Stillstand zu bringen. Diese Tatsache kommt uns so recht zum Bewußtsein, wenn wir das soeben erschienene Oktoberheft — zugleich das erste Heft eines neuen Jahrganges der „Kunst“, Monatshefte für freie und angewandte Kunst (Verlag v. Bruckmann, A.-G., München.) durchblättern. Franz von Stuck's neue Arbeiten werden von Fritz von Ostini gewürdigt; in Bernhard Bleeser lernen wir einen Plastiker von hervorragendem Können kennen. Paul Vasehles Radierungen fesseln sowohl durch ihre interessante Technik als auch durch die Wahl der Motive; und Fritz Erlens und Ferdinand Siewigs Szenen vom Kriegsschauplatz unterscheiden sich von den vielen künstlerischen Erzeugnissen auf diesem Gebiete durch eine ganz besondere Note. Franziska Bruck's „Blumenschmuck in der Kriegszeit“ zeigt uns entzückende Einfälle künstlerischer Zusammenstellung von lebenden Blumen, Gräsern und Früchten, und aus einem Aufsatz über „Neues Nymphenburger Porzellan“ sehen wir, daß auch auf dem Gebiete der Keramik nicht gefeiert wird. Besonderes Interesse erweckt zum Schluß noch das „Münchener Künstler-Kriegsspielen“, ein Marionettenbühnen der bekannten Puppenkünstlerin Marion Karlich, mit köstlichen Figuren der kriegführenden Völker.

* „Handbuch der Kunstwissenschaft.“ Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Fritz Burger, München, in Verbindung mit den Univ.-Professoren Dr. Brindmann-Karlsruhe, Curtius-Erlangen, Egger-Graz, Grisebach, Herzfeld, Hildebrandt und Wulff-Berlin, Janßen-Halle, Diez und Neuwirth-Wien, Binder-Darmstadt, Graf Balthum-Kiel, Wadernagel-Weipig, Weese-Bern, Willich und Oberbibliothekar Leiblinger-München. Mit circa 4000 Abbildungen. In Lieferungen. (Akademische Verlagsgesellschaft, Neubabelsberg.) Lieferung 17. Prof. Binder-Darmstadt: Die deutsche Plastik der Renaissance.

* „Lorenz Kellner.“ Von Ernst Sartorius. (Führer des Volkes, 10. Heft.) (M.-Glabach, Volksvereins-Verlag.) Hier wird zum erstenmal versucht, in kurzem Rahmen den Lebensgang und die pädagogische Bedeutung von Lorenz Kellner darzustellen. Voran geht ein geschichtlicher Überblick über die Lage der deutschen Volksschule und ihren Lehrer vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis 1840. Verschiedene pädagogische Zeit- und Streitfragen, die auch im öffentlichen Leben auftreten, sind hier mehr oder minder eingehend behandelt, z. B. Politik und Volksschule, Lehrerinnen, Germanisation, Lesebuch und Konfession, Schulaufsicht, Landflucht der Lehrer.

* „Im Ringen der Zeit.“ Dr. Hermann Flak. Studenten-Bibliothek, Heft 18/20. (M.-Glabach, Volksvereins-Verlag.) Diese sozialistischen und sozialstudentischen Skizzen zeigen, wie der Akademiker, der den durch die Lage der Dinge den gebildeten Katholiken zugeschobenen sozialen Zeitproblemen nicht fernsteht, nach Mitteln und Wegen sucht, auch praktisch etwas zur Lösung derselben beizutragen.